

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von
Gregor Ackermann und **Werner Jung**
 Aachen 1992



Karl Otten

Auszüge aus „Europa begann in Aachen“ und „Begegnungen mit deutsch-jüdischen Schriftstellern“

Aus Gründen, die in der geheimnisvollen Gegensätzlichkeit des Geistes zur Gewalt liegen, trafen in der westlichsten Stadt Deutschlands, in Aachen, zu Beginn dieses kriegerischen Jahrhunderts, welches damals noch das Jahrhundert des Kindes, des Friedens, des Fortschritts und des europäischen Gleichgewichts hieß, eine Reihe junger Menschen zusammen, von denen einige Wesentliches zur Dichtung unserer Heimat beitrugen. ...

Hier ein paar Erinnerungen an jene Zeit der Gärung, die unsere Entwicklung im europäischen Geist und zum Protest gegen die wilhelminische Zeit erläutern sollen.

Vor dem Aachener Hauptpostamt, im unreinsten romanisch-preußischen Stil zusammengeklebt wie eine Eierkiste mit Bogenfenstern, vor diesem Prachtbau standen an einem Frühlingstag des Jahres 1908 vier ekstatisch ausschauende Jünglinge: der Sekundaner Ludwig Strauß, der Abiturient Walter Hasenclever und die beiden Primaner Philipp Keller und Karl Otten.

Diese vier waren Mitglieder eines literarischen Klubs, denen außer Stefan George, Stendhal, Verhaeren und Walt Whitman nichts heilig war.

Wir hatten soeben die letzten Verse von August Stramm gelesen, der in Aachen die gleiche Schulbank gedrückt und, vom Vater gezwungen, die höhere Postbeamtenlaufbahn eingeschlagen hatte. Wir hatten seine gehämmerten Wort-Monolithe angestaunt und bedacht. Jetzt standen wir vor der Hauptpost und gedachten seiner. Ludwig Strauß, ein Meister der Stegreifdichtung, ein Mensch, der nichts anderes sein konnte und wollte als Dichter, bat ums Wort ... und improvisierte eine Parodie auf Stramm.

Weder Hasenclever noch ich ahnten damals, dass die 1920 von Kurt Pinthus herausgegebene Anthologie „Menschheitsdämmerung“ Gedichte von Stramm mit den unseren vereinen würde.

Jugend in Aachen

Das Schicksal wollte es, dass mein Vater 1907, als ich 17 Jahre alt war, von Köln nach Aachen versetzt wurde. Dort, in jener Stadt, von der Heinrich Heine sagt, dass sich die Hunde auf der Straße langweilen, entschied sich mein dichterisches Schicksal. Ich kam unmittelbar in Beziehung mit meinem Mitschüler Walter Hasenclever und mit Ludwig Strauß, der zwar eine andere Schule besuchte, aber gleichermaßen literarisch großen Einfluss auf mich ausüben sollte.

Für Ludwig Strauß wie für Walter Hasenclever gab es nichts auf der Welt außerhalb der Literatur, der sie mit aller Energie des erwachenden Ich-Gefühls ihre ganze Existenz geweiht hatten und vor allem in Zukunft weihen wollten.

Literatur war für Walter Hasenclever die Bühne, das Theater der rebellischen Jugend, wie er es nannte, für Ludwig Strauß, den Verehrer Hölderlins, bedeutete sie das Leben, seine Berufung zu dichten, Gedichte zu schreiben, die er dann, wenn wir spazieren gingen, laut vor sich her sang, mit weiten Gesten den Bäumen und Wiesen als Kränze umhing.

Wo wir Raum für Latein und Griechisch, Mathematik und Physik und was man sonst noch von uns verlangte, hernahmen, ist mir bis heute unbegreiflich, da wir in einem kleinen versteckten Café unsere Nachmittage und Abende zubrachten und unsere dichterischen Arbeiten vorlasen oder die unserer „Kollegen“ Rilke, Stefan George, Mombert, die sämtlich in Ludwig Strauß' Seele lebendig waren...

Ludwig Strauß war ein Träumer, weltabgewandt, ständig mit Worten spielend, nur bemüht um das Dichterische schlechthin. Meine ersten dichterischen Arbeiten gab ich ihm zur Kritik und Analyse. Es war auch seine Idee, einen „Aachener Almanach“ mit unseren Erstlingen zu veröffentlichen, und er setzte diese Idee, die uns Gymnasiasten gewagt erschien, in die Tat um ...

Je düsterer und kleinlicher das Leben wurde, desto wilder wucherten unsere Forderungen an die Welt.

Der Vorkämpfer dieser ersehnten Freiheit, der Rebell gegen alles Kleinstädtische, alles Reaktionäre, war Walter Hasenclever. Er war das Gegenteil von Ludwig Strauß, dem Lyriker, der seine Knaben-erlebnisse in Verse umschmolz.

Hasenclever war ein Empörer, ein Rebell, er rebellierte gegen die Schule, gegen die Stadt Aachen, ihre Spießbürger, gegen die Lehrer, die er verfluchte und verachtete, gegen den Polizei- und den Kasernenhofstaat, gegen die langweilige und korrupte Gesellschaft, der Wedekind und Strindberg den Garaus machen würden ...:

„Man muss den Mut zur Wahrheit, zur Tat haben. Wir müssen einen neuen Stil erfinden. Die Rase-
rei Schillers und die Gewalt eines Karl Marx müssen wir vereinen und auf die Bühne bringen.“

Aber es war nicht alles lyrisch, nicht alles dichterisch, was uns in Aachen bewegte. Die russische Krise unterwühlte langsam, aber sicher unser Vertrauen in die Stabilität Europas und der Weltpolitik der Großmächte. Wir Jungen hatten die feineren Nerven und wenig Zutrauen zu den herrschenden Mächten.

Namentlich Walter Hasenclevers Opposition zu Vater und Vaterland machte tiefen Eindruck auf mich. Er war es auch, der mich auf Maximilian Hardens Zeitschrift „Die Zukunft“ aufmerksam machte, die in der Stadtbibliothek auslag. Die ungeheuerlichen Anklagen, die Harden gegen den Kaiser, die Generale und Freunde des Kaisers erhob, erschütterten auch unseren Glauben an die Solidität des Reiches.

Ganz unbewusst bildete sich so in uns der Keim zur politischen Opposition, der Keim zu jener Ahnung, die in prophetischen Gesichtern die expressionistische Avantgarde junger Dichter kennzeichnete.

Karl Otten, 1889—1963. KWG Abitur 1910.

Literatur: Lyrik Thronerhebung des Herzens (1918). Roman „Torquemadas Schatten“ (1938). Erzählung „Der ewige Esel“ (1948) Geplante Illusionen. Analyse des Faschismus (1989) Das tägliche Gesicht der Zeit, hrsg. von Gregor Ackermann (1989).

Walter Hasenclever

Sodom und Gomorrha

Sodom und Gomorrha – das heißt auf deutsch: Aachen – Burtscheid.

Noch gar nicht lange ist es her, dass Hugo Lederer, der das im vorigen Jahr enthüllte große Kaiser-Friedrich-Denkmal in der Heinrichsallee geschaffen hatte, dieser Stadt aus Dankbarkeit ein Brunnlein schenkte.

Auf dem Brunnlein stand breitbeinig und pausbäckig ein kleines, drolliges Männchen in Bronze, kaum einen Meter hoch, das in jedem Arm einen dicken



Fisch hielt, von sprühendem Wasser überrieselt. Man fragte den Stiftsprobst, und da er ein freundlicher und gebildeter Herr war, wurde es vor der Taufkapelle am Fischmarkt aufgestellt, in der Nähe des Doms.

Eines Tages aber sah die Geistlichkeit etwas, das man bis dahin noch nicht gesehen hatte, nämlich das Fischmännchen war – nackt!

Es hatte nicht nur kein Hemd an, nein, nicht einen Schutz, nicht einmal ein einfaches Feigenblatt!

Die Unsittlichkeit war offenbar, und so musste die Kirche sich ihrer annehmen.

Eilends protestierten einige katholische Arbeiter- und Jünglingsvereine, deren Schamgefühl gleichfalls gröblich verletzt worden war, beim Magistrat, und klerikale Lehrer verboten ihren Schülern streng, über den Fischmarkt zu gehen.

Auf den Kanzeln erhob sich drohend die Stimme Gottes gegen die Unzucht der Welt. In der Nacht aber mussten polizeiliche Wachen in den Winkeln des Fischmarkts lauernd stehen, denn öfters kam es vor, dass Leute, die sich auf diese Weise dem Himmelreich näher fühlten, die inkriminierte Stelle des Männchens mit Farbe heimlich übermalten, so dass sie zur Schande der Stadt besonders leuchtend zutage trat.

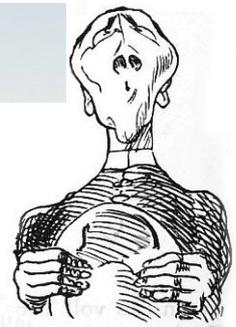
Der Oberbürgermeister, Herr Veltman, blieb aber aus guten Gründen taub, obwohl ihm viele dafür das Fegefeuer gewünscht haben, und so geschah

nichts dagegen. Man wollte auch hier schon wieder „nicht so wie die Geistlichkeit“!

Diese Anspielung Hasenclevers bezieht sich auf die Bildergeschichte von Wilhelm Busch „Pater Filuzius“

Andererseits bemerkt man dieses Unter großem Herzeleid.

Ach, man will auch hier schon wieder Nicht so wie die Geistlichkeit!!



Nur die Studenten bewiesen Geist und Humor, als sie eines Nachts vor das Denkmal zogen und das spliternackte Bübchen von seinem Sockel herunterhoben, um es zu seinem Schutz mit auf die Kneipe zu nehmen. Jetzt, vor dem Katholikentag, steht das Männchen wieder fest auf seinem Sockel, und jeder kann es da sehen, ob er errötet oder nicht.

Worin, so kann man demnach fragen, liegt eigentlich Aachens Bedeutung?

Es hat weder einen Kriegshafen noch ein Ballett, es ist auch keine Aussicht, dass wir jetzt vor dem Katholikentag noch eins bekommen. Böse Menschen haben Aachen „*Le centre de la civilisation*“ getauft (wobei sie die zwei ersten Buchstaben des letzten Wortes mit zwei gleichlautenden vertauschten).

Gute Menschen kommen hierher, um ihren Rheumatismus zu heilen. Der Schimmer des internationalen BADELEBENS – es brauchen nicht immer echte Brillanten zu sein – vermischt sich mit dem behaglichen sinnenfrohen Temperament des Rheinländers, der gern einen derben Witz verträgt, gut isst und eine bessere Flasche trinkt, bloß weil sie eben „besser“ ist. Die Nähe der belgischen Grenze erkennt man am feineren Parfum und Schuhwerk der Damen, die sich mit niedlicher Eleganz bewegen können.

Die Jungfrauen der Stadt, soweit sie den besseren Ständen angehören, schwärmen für den jugendlichen Liebhaber des Stadttheaters, wobei sie manchmal dieser Verehrung einen etwas allzu elementaren Ausdruck verleihen. Onkels, Tanten, Mütter und Bräute sitzen im Sommer Tag für Tag im Wald, dem Schönsten an der Stadt, der sie aus Ausläufern der Eifel mit hohen Bäumen und gepflegten Wegen grün und stark umsäumt. Dort bedient man sich, wie in anderen Städten auch, mit Kaffee und den Geschichten seiner Mitmenschen. Die Väter treffen sich am Abend beim Skat und Kegeln. Viele unter ihnen haben noch den Krieg 1870 mitgemacht und erzählen das gern.

Im Mittelpunkt der Stadt liegt das gotische Rathaus mit den großen, Licht ausstrahlenden Rethelbildern im Kaisersaal.



Vor den steinernen Figuren, mit denen seine Front geschmückt ist, sitzen die berühmten Marktfrauen, die an Aachens einstige Größe erinnern, und verkaufen in charakteristischer Tracht ihr Gemüse. Sie sind meist unverhältnismäßig dick, eine Kreuzung zwischen Fett und Petersilie, und können schrecklich grob sein.

Wenn man in Richtung auf den Lousberg zu wandert, einem kleinen Berg, von dem die Sage geht, dass ihn einst der Teufel aus Rache über eine List beim Bau des Doms herabschleuderte, und den später Napoleon mit Anlagen versah, so kommt man vor dem alten Ponttor im Westen der Stadt an der Städtischen Hochschule vorbei.

Gleich daneben ist die große, 7000 Personen umfassende Festhalle für den Katholikentag erbaut und davor ein Bierzelt mit Hackerbräu.

Am gestrigen Sonntag haben die Glocken von allen Kirchen und Kathedralen das Aachener Konzil eingeläutet, zu dem unzählige Vereine und Katholiken aus ganz Deutschland akademische Verbindungen, sogar holländische und belgische Kongregationen angereist kamen. Hier wird man nun in fünf Tagen Umzüge, Festessen und Kommerse veranstalten, man wird sich in Messen und Versammlungen bekreuzigen und begeistern. Man wird, wie in alten Zeiten, solange es Rom und Päpste gegeben hat, mit Kopf, Magen und Lunge für den alten Glauben und sein Dogma kämpfen. *Anathema sit!*

Alle Jahre einmal ergreift die Stadt der Irrsinn: zu Fastnacht. Dann tanzen die Straßen und Häuser wie bunte Irrlichter von schwärmendem Maskenzug, und die Bälle in den großen Sälen taumeln bis zum blauen Morgen zwischen Brunst und Sektpropfen.

Alle sieben Jahre ist die Heiligtumfahrt. Dann strömt von überall her das Volk in der Stadt zusammen, um demütig die Reliquien und ihre heilende Wunderkraft zu verehren. Ich erinnere mich, als kleiner Junge in der Fabrik meines Großvaters erlebt zu haben, wie mit dem Läuten der Glocken ein Heiligtum vom Turm des nahen Doms gezeigt wurde. Die Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen sank plötzlich, sich bekreuzigend, auf die Knie und ward mit allem Volke gesegnet.

Dennoch liegt über diesen priesterlichen Zeremonien, die ihren Weihrauch über die Gläubigen streuen, schon nicht mehr der Duft von Mystik und jener naive Glaube, der in den Kirchen Italiens, um ein Beispiel zu nennen, die heiligen Feiern so ergreifend macht. Alles ist hier mehr durchsetzt mit einer Bigotterie, die sonst gar nicht zur Stadt passt, und mit dem Fanatismus des Klerus, der über die Gebundenheit der Masse die ewige und alleinseligmachende Kirche selbstherrlich erhebt.

Ein seltsames Schauspiel für den, der den Zug der Prozessionen mit Ornat, Gebeten und Fahnen in den geschmückten Straßen singen hört: wenn dann am Abend über den alten Türmen und Toren der Widerschein der Roten Erde, jener großen Eisenwerke im Rheinland lodert, bis zum Dom hin, wo tief unter dem modernen Getöse die alte Zeit versunken ist.

Heinrich Heine, der auf seiner Winterreise 1844 durch Aachen kam, dachte freilich anders.

Er sang mit bösem Lächeln:

„Ich möchte nicht tot und begraben sein als Kaiser zu Aachen im Dome.
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet zu Stukkert am Neckarstrome.“

Heinrich Heine

Aus: Deutschland, ein Wintermärchen

Zu Aachen im alten Dome liegt Karolus Magnus begraben.
Man muss ihn nicht verwechseln mit Karl Mayer, der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht tot und begraben sein als Kaiser zu Aachen im Dome.
Weit lieber lebt' ich als kleiner Poet zu Stukkert am Neckarstrome.

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß die Hunde, sie flehn untertänig:
„Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird vielleicht uns zerstreuen ein wenig.“

Ich bin in diesem langweiligen Nest ein Stündchen herumgeschlendert,
sah wieder preußisches Militär, hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch , mit dem hohen, roten Kragen.
Das Rot bedeutet Franzosenblut, sang Körner in früheren Tagen.

Noch immer das hölzern pedantische Volk, noch immer ein rechter Winkel
in der Bewegung, und im Gesicht der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum, so kerzengrad und geschniegelt,
als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie, sie tragen sie jetzt im Innern.
Das trauliche ‚Du‘ wird immer noch an das alte ‚Er‘ erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur des Zopftums neuere Phase.
Der Zopf, der ehemals hinten hing, der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm der Reuter, das muss ich loben,
besonders die Pickelhaube, den Helm mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so rittertümlich und mahnt an der Vorzeit holde Romantik,
an die Burgfrau Johanna von Montfaucon, an den Freiherrn Fouqué, Uhland Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön, an Edelknechte und Knappen,
die in dem Herzen getragen die Treu und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei, an Minne und frommes Dienen,
an die ungedruckte Glaubenszeit, wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja ja, der Helm gefällt mir, er zeugt von allerhöchstem Witze!
Ein königlicher Einfall wars! Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht ich, wenn ein Gewitter entsteht, zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt des Himmels modernste Blitze!

Und wenn es Krieg gibt, müsst ihr euch viel leichteres Kopfzeug kaufen.
Des Mittelalters schwerer Helm könnt euch genießen im Laufen.

Zu Aachen, auf dem Posthausschild sah ich den Vogel wieder,
der mir so tief verhasst! Voll Gift schaute er auf mich nieder.

Du hässlicher Vogel! Wirst du einst mir in die Hände fallen,
so rupfe ich dir die Federn aus und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luftger Höh auf einer Stange sitzen,
und ich rufe zum lustigen Schießen herbei die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt, mit Zepter und Krone belehn ich
Den wackeren Mann! Dann blasen wir Tusch und rufen: „Es lebe der König!“

Französische
Bismarck-Karikatur

